



Wenn man einen Künstler nicht nur hört, sondern auch sieht, beeinflusst das die Musikwahrnehmung. Ähnliches gilt für den Raum, in dem Musik genossen wird.

Das Auge *hört mit*

Das „reine Hören“ gilt vielen als höchste Form der Musikrezeption. Aber **visuelle Eindrücke** prägen uns mehr, als wir glauben.

Von Andreas Kunz



Foto: Panasonic/DG

Der große Frank Zappa schimpfte bereits Anfang der 1990er-Jahre in einem Interview: Musik sei für die Mehrheit der Bevölkerung inzwischen nur noch das, was über die Bildschirme flimmere. Den oberflächlichen Konsum eines Kulturguts wollte er damit geißeln, aber letztlich steckt noch etwas Fundamentaleres hinter seiner Kritik: dass man Musik pur rezipieren solle, ohne ablenkende Bilder. Nicht wenige Klassik-Verehrer dürften bis heute die Meinung dieses Wanderers zwischen den musikalischen Welten teilen, für sie ist allein die Klangwelt relevant. Nachvollziehbar, denn wer jemals über Stunden hingebungsvoll ohne jede Ablenkung gelauscht hat, möchte dieses

Gefühl nie mehr missen. Aber bedeutet dies im Umkehrschluss, dass Hören mit Bild per se minderwertig ist?

Von Wissenschaftlern wurde die These der Überlegenheit des „reinen“ Hörens lange unterstützt. Weil das Sehen einen

von visueller unterscheidet. Bilder würden blitzartig punktuell abgetastet, während musikalische Gestalten erst in der Vorstellung entstünden, wenn das akustische Ereignis vergangen sei. Letztlich sei Musik eine epische Erzählform und

Von Wissenschaftlern wurde die These der Überlegenheit des „reinen Hörens“ lange unterstützt

Großteil der Aufmerksamkeit beanspruche, werde unter dem Eindruck optischer Informationen die Musikwahrnehmung erheblich reduziert. Zumal sich auditive Wahrnehmung grundlegend

damit ganz anders als etwa ein Film, der geprägt sei durch Montage und schnelle Schnitte. Kurz: Hören und Sehen seien so unterschiedlich, dass sich beide Sinne eher blockierten denn ergänzten.

Längst aber hat sich in der Musikpsychologie ein Paradigmenwechsel vollzogen. Lag früher der Fokus auf dem Trennenden, so wird inzwischen eher die Komplementarität von Auge und Ohr betont, scheint es doch eine Art übergeordneten Sinn zu geben, der die Wahrnehmung der einzelnen Sinne koordiniert. Inzwischen weiß man, dass Signale von Auge und Ohr an bestimmten Stellen des Gehirns aufeinandertreffen, was zu einer sogenannten Konvergenz

der Sinne führt: „Musikalisches Erleben kommt meist durch eine Kopplung von auditiven Reizen mit optischen Eindrücken bzw. Imaginationen zustande“, so der Musikwissenschaftler Helmut Rösing. Was bedeutet, dass Hören und Sehen viel stärker zusammenhängen, als man lange dachte.

Dabei liegt dieser Gedanke eigentlich nahe. Schließlich war die Musik vor der Erfindung des Grammophons vor gut 100 Jahren immer an ihren Auführungsort gebunden, der die Wahrnehmung (mit) prägte. Selbst wem eine direkte Sicht auf die Künstler verwehrt war, wurde von der Aura des Konzertsals, der Kirche, des Kaffeehauses

gang in Musik (nicht zuletzt Popmusik) gefunden.

Aber zurück zu den Interpreten. Dass sich selbst Experten von deren Erscheinungsbild beeindrucken lassen, unterstreicht eine Studie von Chia-Jung Tsay, bei der die Psychologin vom Londoner University College Aufnahmen von Schlussrunden internationaler Musikwettbewerbe vorspielte: alternativ als reines Tondokument, als Video mit Ton und als Video ohne Ton. Das Ergebnis ist verblüffend: Die meisten Experten – volle 47 Prozent – tippten den späteren Sieger anhand des „stummen Videos“, bei der reinen Aufnahme hingegen nur 21 Prozent (Aufnahme und Video lagen dazwischen). Damit unterschieden sich die Experten in diesem groß angelegten Versuch mit rund 1.000 Teilnehmern übrigens nicht wesentlich von den Laien.

Dies unterstreicht, dass „reines“ Hören im Grunde ein Konstrukt ist, lässt sich die visuelle Ebene doch kaum ausschalten. Vielmehr ist sie gewünscht, selbst bei vielen, die sich als „pure“ Musikhörer bezeichnen. Beispiel Plattencover, das auf einer visuellen Ebene den „Spirit“ eines Albums symbolisiert und nicht nur von Vinylisten geschätzt wird. Auch die Atmosphäre eines Raumes wirkt sich auf die Hörwahrnehmung aus. Und selbst bei völliger Dunkelheit oder geschlossenen Augen ist der visuelle Sinn präsent, denn dann entstehen oft Bilder vor dem „inneren Auge“.

Besonders jedoch kann die emotionale Wirkung verstärkt werden, wenn ein Künstler nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen ist – und zwar nicht unbedingt aus vordergründigen Motiven, etwa weil die Sängerin über eine erotische Ausstrahlung verfügt oder die Beleuchter ganze Arbeit geleistet haben. Sondern wegen der Konvergenz der Sinne, die sich letztlich auch beim Musiker selbst äußert. Schwer vorstellbar zum Beispiel, dass ein Geiger mit gelangweiltem Gesichtsausdruck und eckigen Bewegungen einen runden, vollen Ton zaubert. Ist ein Künstler authentisch, wie etwa die unsterbliche Maria Callas, bilden Körperbewegungen, Mimik und Klang eine Einheit, die das Publikum fasziniert – nicht nur live, sondern auch auf Konserve. ■

Die Künstler wussten schon immer vom Zusammenspiel von Auge und Ohr

oder des bürgerlichen Salons beeinflusst und natürlich auch von den Reaktionen der übrigen Zuhörer oder besser – Zuschauer. Die Künstler selbst wussten im Übrigen schon immer vom Zusammenspiel von Auge und Ohr – und nutzen dies bis heute, um das Musikerlebnis des Publikums zu verstärken. Nicht erst Pink Floyd oder Madonna, sondern bereits der „Teufelsgeiger“ Niccolò Paganini inszenierten als spektakulär empfundene Bühnenshows, die das Publikum in Raserei versetzten.

In Gattungen wie Oper, Ballett oder Musical ist das Bildhafte sogar essenzieller Teil des Werks. Zudem gibt es unzählige Beispiele, in denen Komponisten mit Klängen malen und dadurch Bilder im Kopf der Zuhörer erzeugen. Man denke nur an die „Szene am Bach“ aus Beethovens „Pastorale“, wo das Wasserrauschen durch Sechzehntel-Noten in den Streichern dargestellt wird und die Holzbläser Vogellaute wiedergeben: Flöte die Nachtigall, Oboe die Wachtel und zwei Klarinetten den Kukuck.

Seit Pierre Schaeffer ab 1951 akustische Phänomene des Alltags auf Tonband aufnahm, verfremdete und zu neuen Klangkompositionen montierte („Musique concrète“), haben auch Assoziationen weckende Geräusche Ein-